
Nuruddin Farah

Yesterday, Tomorrow

Stimmen aus der
somalischen Diaspora
edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp 2320

Der preisgekrönte afrikanische Autor Nuruddin Farah hat fünfundzwanzig Jahre seines Lebens im Exil verbracht. In dem Buch *Yesterday, Tomorrow* gibt er seinen Leidensgenossen, den Flüchtlingen vor dem tyrannischen System des postkolonialen Somalia, seine Stimme. Sie erzählen von unterbrochenen und neu beginnenden Lebensläufen, von einem Leben, das die Fremde als einzige Heimat hat. Vor dem Leser entfaltet sich das Kaleidoskop globaler Flüchtlingsschicksale, und er begreift die Flüchtlinge als unfreiwillige Nomaden einer postkolonialen Moderne. Ihre Geschichten fügen sich unter der Hand des Autors zu kunstvollen »short cuts«, die gleichberechtigt neben seinen epischen Hauptwerken stehen. »Durch seine überragende Kunst gibt er der Tragödie in den entferntesten Winkeln der Welt eine Stimme, und mit ihr spricht Farah direkt zu unseren Herzen.« *Chinua Achebe*

Nuruddin Farah
Yesterday, Tomorrow

*Stimmen aus der
somalischen Diaspora*

Aus dem Englischen von
Klaus Pemsel

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:
Yesterday, Tomorrow. Voices from the Somali Diaspora,
zuerst 2000 erschienen bei Cassell, London und New York.



2. Auflage 2023

Erste Auflage 2003

edition suhrkamp 2320

© der deutschsprachigen Ausgabe 2003,

Suhrkamp Verlag AG, Berlin

© 2000 by Nurrudin Farah

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12320-1

www.suhrkamp.de

Yesterday, Tomorrow

Vorwort

Als Somali wurde ich Anfang 1991 bald nach dem Kollaps Mogadischus in den Strudel der politischen Krise unseres Volkes gerissen. Ich wirkte nicht zu weit weg in Kampala, Uganda, als Literaturprofessor an der Makerere Universität. Ich weiß noch, daß mich auf einem Flug nach Nairobi ein enges Familienmitglied per Telefon aufgeregt von den Ereignissen unterrichtete. Ich glaubte damals, innerhalb von ein paar Wochen alles klären zu können, da ich zuversichtlich war, daß Vernunft die Oberhand behalten würde und ein Bürgerkrieg abgewendet werden könne. Ich blieb dennoch auf der Hut, obwohl mir damals nicht klar war, wie sehr sich meine unmittelbaren Angehörigen gefährdet fühlten. In Nairobi aber bemerkte ich auf den Gesichtern der Frauen und Männer, die ich traf, ein Gefühl der Erleichterung und eines der fieberhaften Erregung: Erleichterung, weil sie überlebt hatten, fieberhafte Erregung, weil viele sich auf einen Krieg vorbereiteten, offenbar, um sich ihren geplünderten Besitz in Mogadischu durch eine Invasion der Stadt zurückzuholen. In Nairobi schwirrten unselige und unbegründete Gerüchte umher, daß bestimmte Clan-Familien in Mogadischu aufgegriffen und massakriert werden würden. Ich war krank vor Kummer, da ich nicht wußte, was ich glauben sollte, und unsicher war, wie ich reagieren sollte; ich fühlte mich wie auf einem Leichenschmaus, bei dem die Person, deren Tod beklagt wird, nicht nur am Leben ist, sondern sich auch noch auf bizarrste Weise austobt.

Viel von dem, was mir die nach Nairobi Geflüchteten erzählten, ergab keinen Sinn, was ich jedem, der es hören wollte, auch freimütig bekannte. Nichtsdestoweniger überraschte mich ihre Verbitterung, und ich war von den Ansprüchen und Gegenansprüchen schockiert, die der eine oder an-

dere Clan-Verband geltend machte. So viel unerbetener und bewußt formulierter Haß war mir noch nie begegnet. Daß ich ihre Untergangsstimmung nicht zu ernst nahm, lag daran, daß ich die Erklärungen der Neuankömmlinge aus Mogadischu für ziemlich einseitig hielt. In meinen Augen trugen sie als Mitglieder einer privilegierten Klasse zum Ruin unseres Landes bei, weil sie eher ihre privaten Interessen als die ihres Volks im Auge hatten. Um mich für sie einzunehmen, appellierten einige sehr an Gefühle der Clan-Zugehörigkeit. Da ich ihren Beweggründen nicht traute, weigerte ich mich, in eigennützigem Umtriebe einbezogen zu werden. Ich distanzierte mich sogar ausdrücklich von ihrer Einstellung, indem ich sie daran erinnerte, daß von einer friedlichen Haltung alle profitieren würden. Mein Rat war, wir alle sollten unseren Anteil am kollektiven Versagen auf uns nehmen.

Die Abende verbrachte ich meist mit Somalis, wo ich zum Frieden riet, und tagsüber war ich bei kenianischen Ministern, in der naiven Hoffnung, eine Vorgehensweise zu finden, mit der sich die Einstellung der Feindseligkeiten zwischen Regime und Milizgruppen durchsetzen ließe. Ich hatte schon vorher in Kampala über die tüchtigen Behörden Musevenis zu intervenieren versucht, aber keinen Erfolg gehabt. Von Natur aus bin ich Pessimist, aber in jenen Tagen war ich eingefleischter Optimist.

Als ich zwischen Mombasa und Nairobi hin und her flog, um – vergeblich – eine Friedensmaschinerie in Gang zu bringen (und außerdem, um ein College für meinen Sohn zu finden, der erst vor kurzem mit einem Boot gekommen war), fiel mir eines auf. Kenianer aller Schichten wurden von dem Durcheinander erfaßt, das Somalia war. Einige waren eindeutig verblüfft von dem Anblick, wie Nairobi von wohlhabenden Somalis in Beschlag genommen wurde, die offensichtlich auf Einkaufstour waren und ihr Beutegut ostentativ verschleuderten.

In der Hafenstadt Mombasa aber, in welche die Ärmeren

geflohen waren, überbot sich die Bevölkerung in freundlichen Gesten und gewährte den in Dhaus eingetroffenen notleidenden Somalis großzügige Hilfe. Die muslimischen Einheimischen begrüßten ihre somalischen Glaubensgenossen mit offenen Armen. Für andere Kenianer, insbesondere Polizisten und Einwanderungsbeamte an den Einreisestellen, waren die ankommenden Somalis, denen sie reichlich Geld abknöpften, eine Goldgrube. Der Unterschied zwischen den Somalis, die es bis nach Nairobi schafften, und denen, die nach Mombasa flohen, war für mich frappierend.

Nairobi hingegen zog ehemalige Offiziere oder Politiker an, Renegaten mit keiner anderen Richtschnur für ihre Überzeugungen als ihrem wetterwendischen Selbsterhaltungsdrang. Sie kamen aus einem Gestern und waren entschlossen, sich aus dem von ihnen selbst geschaffenen politischen Morast einen Weg nach Europa oder Nordamerika in ein neues Morgen zu kaufen. Voller Selbstüberschätzung und ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen, waren sie der Meinung, Kenia stünde zum Ausverkauf, vom ranghöchsten Beamten bis zum letzten Kuli. Erst später dämmerte mir, daß nicht Kenia unter dem Hammer war, sondern Somalia, dessen Aktivposten spottbillig zu haben waren und im Austausch gegen ein bloßes Einreisevisum, eine länger befristete Aufenthaltserlaubnis weggegeben wurden; dessen Staatsstrukturen demontiert und in Einzelteilen dem günstigsten Bieter verkauft wurden; dessen Goldstatuen in Abu Dhabi eingeschmolzen und dessen Fabriken zerlegt und als Schrott verkauft worden waren. Es war atemberaubend, mit anzusehen, wie ein ganzes Land verhökert wurde. Ich hielt mir beständig vor, daß Somalia im Kalten Krieg wichtiger Bestandteil eines übergeordneten Plans gewesen war und daß alle wußten, daß es von örtlichen Kriminellen, die mit anderen von gleichermaßen böseartig berechnender Geistesart unter einer Decke steckten, früher oder später verpfändet würde. Also machte es nichts aus, wer was kaufte oder wem was verkauft wurde. Genauso

unwichtig war es, wer das Brot gab und wer schließlich den Jackpot gewinnen würde.

Die Flüchtlinge speziell in Mombasa kamen mit gespenstischen Erinnerungen an fallende Granaten und an nicht geborgene, an den Roundabouts der Stadt verrottende Leichen. In meiner Verzweiflung begriff ich die tiefere Bedeutung einer somalischen Weisheit, nach der dem Besitz eines eigenen Heims ein hoher Wert beigemessen wird, da es die Privatsphäre, die eigene Ehre und Würde erst richtig genießen läßt. Mein Vater, mein Sohn, eine meiner jüngeren Schwestern und ein Neffe, die unter den ersten Ankömmlingen in der Hafenstadt waren, mußten sich die Zimmer mit Menschen teilen, die sie vorher nicht gekannt hatten. Ich erinnere mich an den Ausspruch meiner Schwester, daß »das eigene Heim einen beschützt, die eigenen Geheimnisse bewahrt und ein Wächter am Tor des Selbstwertgefühls ist. Wenn einer kein eigenes Heim und kein Land hat, das den Luxus des Friedens genießt, mag er ein Flüchtling sein.«

Dank ihrer Erfahrung aus erster Hand mit Flüchtlingen wußte meine Schwester, die vor dem Zusammenbruch als Ernährungssachverständige für das UNHCR gearbeitet hatte, was auf sie zukam. Mein Vater andererseits war mit der Vorstellung der Vertreibung vertraut, da er etliche Kriege miterlebt hatte, einige am Horn von Afrika, andere anderswo. Ich hatte im Exil mit dem Leben am Rande von Gesellschaften Bekanntschaft gemacht, in denen ich kein Vollmitglied war. Da mir die miserablen Bedingungen des Lagers nicht behagten, versuchte ich für meine engen Familienangehörigen ein Haus in der Stadt zu mieten, erhielt aber keine Genehmigung. Ein fetter Abschnittsbevollmächtigter der Polizei mit faulen Zähnen und schlechten Manieren gab mir den abschlägigen Bescheid mit den Worten: »In Kenia ist ein Somali entweder ein *shifita*-Bandit oder ein Flüchtling. Um diese historische Tatsache kommt niemand herum.«

Vielleicht liegt hier der Entstehungsgrund des Buchs, in

den Worten eines Mannes, der für sich herausgefunden hatte, wer wir waren, wir selbst hingegen noch nicht. Dennoch keimte der Gedanke, dieses Buch zu schreiben, erst 1993, als eine enger Freund, Arne Ruth, damals Chefredakteur von Schwedens einflußreichster Zeitung, *Dagens Nyheter*, darum bat, daß meine Frau und ich die Afrikaner in Schweden interviewen sollten. Unser Besuch in Stockholm fiel mit zwei aufgespenstische Weise verbundenen Vorfällen zusammen. Der erste war die polizeiliche Festnahme eines Schweden, der sonst als »Lasermann« bekannt war, ein Serienmörder mit südafrikanischer Vergangenheit, der entschlossen war, das Land von den dunkelhäutigen Einwanderern zu säubern. Der zweite war die Verhaftung eines jugendlichen somalischen Flüchtlings, der in Selbstverteidigung einen von drei Rassisten getötet hatte, die ihn in der Fleischerabteilung eines Supermarkts in die Enge getrieben hatten. Da er keinen Ausweg mehr sah, stürzte er sich auf seine Peiniger und erstach einen. Dieses Buch zu schreiben fiel mir wahrlich nicht leicht, nicht zuletzt, weil die Krise, die Somalis dazu brachte, anderswo Unterschlupf zu suchen, noch andauert. Seit etlichen Jahren haben die Somalis nur die Wahl, Flüchtlinge zu werden, sich der wachsenden Gemeinschaft der im Lande Vertriebenen anzuschließen, die in gewisser Weise schlimmer dran sind als die Flüchtlinge, oder sich der einen oder anderen bewaffneten Milizgruppierung anzuschließen. Als Volk sind wir jenen ausgeliefert, die mit menschlichem Elend scharchern, Cowboypolitikern, die unser Land in von Verbrecherklüngeln geführte Lehensgüter zerschnitten haben, die behaupteten, sich auf das Mandat des Clans berufen zu können. Ich wurde von Zweifeln bestürmt, und der Allmächtige weiß, daß ich mehr als einmal daran dachte, das Buchprojekt aufzugeben, vom Kummer zerfressen, der Bestandteil meines Daseins als Somali ist. Wenn ich es nicht fallengelassen habe, liegt das an meinem Wunsch, in Somalias Anarchie eine gewisse Ordnung zu bringen, in Einklang mit

der Weisheit, daß die Person, deren Geschichte erzählt worden ist, nicht stirbt. Hier sind also die Stimmen der Flüchtlinge, der Exilanten, der Vertriebenen. Ich präsentiere sie Ihnen in Demut: roh, voller Tränen, schmerzenseich. Es sind Berichte von einer ganzen Nation in Geiselhaft, die ein Meer von Geschichten ergeben, erzählt von Somalis in einer Übergangssituation.

Noch aus einem anderen Grund war dieses Buch schwer zu schreiben, denn als Romanautor bin ich es gewohnt, weder auf das Entgegenkommen Fremder noch auf die Unterstützung von Freunden zu vertrauen, sondern mich auf meine eigenen inneren Kräfte zu verlassen. Hier aber gilt mein Dank zahlreichen Personen, die mich unterstützt haben. Und für die Recherchen zu diesem Buch mußte ich Mittel aufreiben. In Schweden stand ich auf der Gehaltsliste von *Dagens Nyheter*; in der Schweiz bot mir die Caritas ein Stipendium unter der Bedingung, daß ich zur gleichen Zeit, zu der ich somalische Flüchtlinge in diesem Land interviewte, Vorträge und Vorlesungen hielt; in Italien nahm ich für ein Spotthonorar eine Vortragsreise auf mich, um viele Städte zu besuchen, in denen besonders viele Somalis wohnten; in England war es entspannter, da ich einen Posten an der School of English der Universität von Kent hatte; ein Jahr später erledigte ich ein weniger erfolgreiches Pensum am St. Antony's College in Oxford. Besonderen Dank schulde ich den Somalis, die mir ihre Zeit schenkten und mir ihre Lebensgeschichte anvertrauten. Ich hoffe, daß ich in der Wiedergabe dessen, was sie mir berichtet haben, wahrhaftig geblieben bin. Ich habe nach besten Kräften versucht, ihr Vertrauen in mich nicht zu enttäuschen.

Es versteht sich, daß ich nicht alle Berichte, Streitschriften und Bücher erwähnen kann, die ich gelesen und mit großem Nutzen zu Rate gezogen habe, doch seien einige Publikationen hervorgehoben: *The Somali Challenge: From Catastrophe to Renewal*, hg. von Ahmet I. Samater (Lynne Reiner

Publishers, 1994); *The Somali Community in Cardiff* hg. vom Save the Children Fund (UK), Monatsbericht Juli 1994; *Refugees: The Trauma of Exile*, hg. von Diana Miserz (Martinus Nijhoff, 1988); *An Anthology of Somali Poetry*, übers. von B. W. Andrzejewski und Sheila Andrzejewski (Indiana University Press, 1993); *Frontiers: The Book of the TV Series* (BBC, 1990); *Documenta X: Das Buch* (Cantz Verlag Kassel, 1997).

Teile dieses Buches sind in *Transition: London Review of Books* und im *Observer* erschienen.

Im einzelnen bedanke ich mich: in Schweden bei Arne Ruth, der verstorbenen Lena Persson und Ingemar Karlsson, die sich rührend um uns gekümmert haben; bei Per Wästberg und Anita Theorell, die uns Ihre Wohnung zur Verfügung stellten; bei Lilijana und Coni Dufgaran; bei Gabi Gleichman; bei Anders Paulrud; bei Sigrid Segerstedt-Wiberg für ihre geistige Offenheit; und schließlich bei Thandika Mkan-dawire dafür, daß er uns an den Einsichten seines langen Exils hat Anteil nehmen lassen – in der Schweiz beim Direktor der Caritas und beim Personal, insbesondere Harry Sivic, der sich um mich kümmerte; bei der Seminarleiterin in Luzern, wo ich während meines Aufenthalts wohnte; bei Zakaria und Maryam Farah; bei Othmar Dubler und Maria Meier – in Italien bei Itala Vivan und Erico Dodi; bei Edo, Daniela und Anna-Chiara Lugarini; bei Sandro Triulzi und Paola Splendore; bei Anna Pulglielli; bei Khadija Ali Mahmoud; bei-Suldaan Gaarane; bei Faduma Max'ud Derie und Abdullahi Cayrow – in Großbritannien bei Patricia Haward; bei Abdulrazak Gurnah; bei Lyn Innes; bei Alistair Niven; bei Jeremy Harding; bei Nasir Warfa und natürlich bei dem Herausgeber der Reihe Continuum im Verlag Cassell, Bruce King; bei der künstlerischen Verlagsleiterin Janet Joyce; bei Sandra Margolies, der Cheflektorin, die das Beste aus mir herausholte, und bei meiner Agentin Deborah Rogers, die mir hilfreich wie immer beistand. Für geistige Offenheit be-

danken möchte ich mich auch noch bei Dr. Mohammed Chambas, Yusuf Hassan, Mandla Langa, Allan Taylor, Kwame Karikari, Willie Kgositsile, Karin Sfreddo und ihrem Bruder Sandro.

Die größte Dankeschuld habe ich jedoch gegenüber meiner Lebenspartnerin Amina Mama, die mir im Anfangsstadium bei meinen Recherchen half, indem sie die Interviews mit mir durchführte. Sie hat mich inspiriert, war vorbildlich in ihrer wissenschaftlichen Strenge, und so bereitet es mir großes Vergnügen, ihr meine intellektuelle Schuld einzugestehen.

Bei mehr als einer Gelegenheit mußte ich die Namen der interviewten Somalis aus Rücksicht auf ihre persönliche Sicherheit ändern. Ich habe jedoch den wahren Namen einer Person genannt, wenn sie mir die Erlaubnis dazu gab. Überflüssig zu erwähnen, daß für Ungenauigkeiten und Schnitzer allein ich verantwortlich bin.

Kapstadt, im November 1999

Für die Somalis,
wo und wer sie auch sind,
sowie in liebevoller Erinnerung an die
sehr liebe Freundin
Jacqueline Bardolph

Teil I

Erstes Kapitel

Ich sehe immer noch die verräterischen Tränen über die Wangen der Flüchtlinge laufen. Meine jüngere Schwester war mit einer der ersten Bootsladungen Somalis in Mombasa eingetroffen. Bekümmert sprach sie von den Ereignissen.

»Wir sind gerade noch davongekommen«, sagte sie, als ich sie im Flüchtlingslager Utange in Mombasa traf. »Unsere Betten blieben ungemacht, unsere Eßzimmerstühle umgestürzt, unsere Küchen ungefegt, unser Geschirr in den Spülen ungesäubert – unsere ganze Zukunft war zerstört. Wir ranneten, so schnell wir konnten, kümmerten uns nicht darum, wo wir hingeraten würden: ins Inland unter die Vertriebenen oder ins Ausland unter die staatenlosen Flüchtlinge. Wir sperren bei der Flucht das Haus so ab, als unternähmen wir nur einen Wochenendausflug aufs Land. Die Angst, was uns widerfahren würde, wenn wir ausharrten, beherrschte uns so, daß wir keinen Augenblick an unserer Entscheidung zur Flucht zweifelten.«

Meine Schwester und mein Vater waren nach der anstrengenden Überfahrt auf einer überfüllten Dhau niedergeschlagen und erschöpft. Noch ganz benommen von den Strapazen der Vertreibung und der Flucht, schilderten sie, was ich damals für Horrorgeschichten hielt. Das meiste klang einfach unglaublich, vieles stammte aus zweifelhaften Quellen und war meiner Meinung nach nur deshalb in die Welt gesetzt worden, um das Ansehen des *anderen* Clans in den Schmutz zu ziehen. Ich fragte meinen Vater, der damals schon über achtzig war, warum er geflohen sei. »Wir flohen, weil unser Clan es geraten hat.«

»Warum hast du keine Nachforschungen angestellt, bevor du auf und davon bist?« fragte ich verwundert. »Du hättest dir wenigstens die Zeit gönnen können, nach deinen keniani-